

Thuner Alterstagung
Schützenstrasse 45
3612 Steffisburg
Telefon 033 534 50 60
E-Mail info@thuner-alterstagung.ch

THUNER ■ ■  ■ ■
ALTERSTAGUNG
schweizweit aktuell

**Merken Sie sich bereits heute
die 20. Thuner Alterstagung vom
Freitag, 7. April 2017, vor.**

19. Thuner Alterstagung vom Freitag, 11. März 2016

Entscheidungen am Lebensende – was brauchen Menschen in der letzten Lebensphase?

Zusammenfassung Referat Prof. Dr. Fulbert Steffensky:

Mut zur Endlichkeit – unvollendet sterben dürfen

Prof. Dr. Fulbert Steffensky, Luzern

Mut zur Endlichkeit – unvollendet sterben dürfen

Prof. Dr. Fulbert Steffensky, Luzern

Ich rede über die schwere Krankheit als große Niederlage und über den Tod als die größte Niederlage

Krankheit als Weltuntergang: Ein einfacher Sachverhalt: der Kranke liegt. Er ist auf einer anderen Ebene und teilt die Perspektive seiner Umwelt nicht mehr. Er schaut hoch, sie schauen herab. Er ist nicht mehr ebenbürtig. Dass er liegt und die anderen stehen, ist nicht nur eine unbedeutende Äußerlichkeit. Es gibt keine Äußerlichkeit, die nicht auch eine Inszenierung innerer Wichtigkeiten wäre.

Die Kranke ist Gegenstand der Sorge und der Besprechung. Sie wird für die Ärzte, sie wird vor allem für die Familie dauerndes Thema. Je gefährlicher die Krankheit ist, umso mehr wird sie eine Beredete. Unter der Beredung wird sie kleiner als sie ist: Kind. Sie wird älter als sie ist: Greisin. Die alten Intimitäten verschieben sich damit für die Kranke, Freundschaften, Liebesbeziehungen, familiale Beziehungen verändern sich.

Die Geläufigkeiten sind zerbrochen. Sie steht nicht mehr um 7 auf, geht nicht mehr zur Arbeit, kauft sich an der Ecke keine Zeitung und sie trifft die Leute nicht mehr, die sie häufig getroffen hat. Der Alltag wird erträglich und sinnvoll durch ein absehbares Zeremoniell und einen einsichtigen Verlauf. Dieser Alltag ist zerbrochen. Sie ist aus ihrer Welt, die sie versichert hat, vertrieben. Geläufigkeiten machen das Leben geläufig und einsichtig. Ungeläufigkeiten erzeugen tiefe Lebensängste.

Weil er krank ist, weil er anderen ein ständiges Thema ist und weil die Routine seines Lebens durchbrochen ist wird er auf sich selbst geschleudert. Er kann nicht mehr von sich absehen und ist sich ständig gegenwärtig. Glück ist die Fähigkeit, von sich selber abzusehen. Unglück bedeutet, sich selber jederzeit ein unerträglicher Gast sein zu müssen. Die Welt entschwindet ihm: er kann sich nicht in ein Buch versenken. Er kann weniger Anteil nehmen am politischen Geschehen oder an den Vorgängen in seiner Familie. Er kann sich nicht in einen Gedanken verlieben. Er klebt ständig an sich selber und gerät in eine narzisstische Wahnwelt. Der Wahn, der darin besteht, in sich selber eingesperrt zu sein. Alle Gefahren scheinen größer als sie sind – oder kleiner. Alle Probleme scheinen größer als sie sind – oder kleiner. Er gerät in eine spukhafte Verlorenheit in sich selber. Er versteigt sich in zwanghafte Gedanken. Er steigert sich ins Nichts. Es gibt den Wahn auf Zeit: wenn einem Unrecht geschieht und man dem Hass nicht entkommt; wenn man unglücklich verliebt ist; wenn man schwer erkrankt.

Zur Wahnsituation gehört der Deutungszwang. Man interpretiert alles, die Gesprächsfetzen, die man aufhängt, die Mienen der Ärzte und der Angehörigen, den Besuch der Freunde. Allem gibt man einen verquerten Sinn, in alles liest sie Sinn hinein, in alles liest sie sich selbst hinein. Vor allem ist sie gezwungen, ihre Krankheit selbst zu lesen. Es muss doch eine Erklärung für sie geben, es muss doch einer schuld sein! Und leicht fällt man in die unglücklichste aller Erklärungen: Ich selbst bin schuld. Frauen fallen leichter als Männer in den Zwang der Selbstbeschuldigung. Der Schwerkranke ist der Zukunft nicht mehr gewiss. Zur Lebensgewissheit gehört es, mit Zeit rechnen zu können, also ohne Panik das Morgen, das Übermorgen und das nächste Jahr denken zu können. Wo die Selbstverständlichkeiten des Lebens gestört sind, da kommen die Zeitbegriffe durcheinander. Wir kennen dies bei Menschen, die in materieller Unversorgtheit leben: sie

können nur schwer mit der Zeit rechnen. Sie sind zur Heutigkeit verdammt, weil das Morgen ihnen schwarz und ungewiss erscheint. Zur Hoffnung des Menschen gehört die Fähigkeit ohne Angst Morgen und Übermorgen sagen zu können. Der Schwerkranke weiß oder phantasiert die äußerste Befristung des Lebens. Selbst in der Verdrängung der möglichen Nähe des Todes weiß seine Seele um die karge Lebensfrist.

Eine der Grundängste in der Krankheit: der Kranke fällt möglicherweise aus seiner materiellen Sicherung, er verarmt. Krankheit und Armut ist ein unerschöpfliches Thema.

Man könnte alle diese Momente des Untergangs der alten Welt des Kranken in einem Satz zusammenfassen: Der Kranke vereinsamt, er ist allein, auch wenn er noch so viele Besucher hat. Die Alten haben gesagt: Vae Soli! Wehe dem, der allein ist!

Ein nicht nur religiöses Problem: Die Unfähigkeit, sich selbst zu vergeben. Eine alte Lehrerin, fromm und dem Tode nahe, kam gegen das Gefühl ihrer Lebensschuld nicht mehr an. Sie war eine gute Lehrerin, hingegen an ihre Arbeit und an Menschen. Trotzdem war sie gequält von Gefühlen, dem Leben alles schuldig geblieben zu sein. «Vor meinem inneren Auge sehe ich dauernd, was ich im Leben falsch gemacht habe.» sagte sie. Sie konnte sich selbst nicht freisprechen. Ich kenne diesen Schmerz des Alters, nicht mehr nachholen zu können, was man versäumt hat, und nicht mehr gutmachen zu können, was man verraten hat. Aber bei ihr war es mehr, sie klebte an ihrer Schuld, mit ihren Worten: «Ich sehe dauernd, was ich im Leben falsch gemacht habe.» Die Haupterinnerung an sich selbst war ihr Versagen. Sie hielt es nicht aus zu sein, die sie war. Wenn ich etwas von Gnade verstehe, dann heißt das: Wir sind am Ende, die wir sind – mit allen Wunden, mit aller Schuld, mit allem Gelingen. Gnade heißt: Ich muss kein Urteil über mich sprechen, weder ein gutes noch ein verdammendes. Ich muss mich nicht rechtfertigen. Ich kann zustimmen, dass ich bin, der ich geworden bin, auch mit meiner Schuld. In Kafkas Prozess-Roman ist «K» an seinem 30. Geburtstag vom Gericht befohlen, alle wesentlichen Momente seines Lebens aufzuzählen und zu bewerten; sich also zu rechtfertigen. «Und je mehr er jetzt zu seiner Rechtfertigung tun will, desto ungerechtfertigter kommt er sich vor. Das führt zum Entzug der Lebenserlaubnis, das führt zu einer von ihm selbst veranstalteten Selbst-Hinrichtung.» (So M. Walser über die Figur aus Kafkas Prozess) Der Satz «Vor meinem inneren Auge sehe ich dauernd, was ich falsch gemacht habe.» ist eine Art Selbst-Hinrichtung. Und wer gibt ihr die Erlaubnis dazu? Jedenfalls nicht der, der uns richtet. Wenn ich eins von diesem Christentum verstanden habe, dann ist es der Gedanke: Wir müssen uns nicht bezeugen, nicht durch unsere eigene Unversehrtheit, Ganzheit und Unschuld. Wir können Fragment sein, Fragment auch in unseren Tugenden. Einer meiner Lieblingssätze aus dem Römerbrief (8, 16): «Der Geist gibt Zeugnis unserem Geist, dass wir Kinder Gottes sind.» Sich selbst bezeugen durch unsere Schuldlosigkeit oder durch das Gelingen des, hieße nach Paulus «im Fleisch» leben. Wir müssen nicht Zeugen unserer selbst sein, auch nicht die Zeugen gegen uns selbst. Kann man mit diesem wunderbaren Satz «der Geist bezeugt uns, nicht wir uns selbst» nicht alle Versuche der Selbstrechtfertigung und Selbstverdammung ausräuchern? Es ist eine der schwersten Aufgaben, an die Gnade zu Glauben und die Selbst-Hinrichtung zu unterlassen. Es ist die Kunst, sich selbst zu vergessen. Das vertreibt nicht den Schmerz über das Stückwerk Leben. Aber könnte es nicht eine Grund-Heiterkeit geben, die dem Schmerz seine bannende Kraft nimmt? Die verwundete Heiterkeit, die dieser Satz aus dem Römerbrief lehrt: Der Geist gibt Zeugnis, nicht wir selbst. Wir sind, die wir sind, am Ende unseres Lebens, mit Narben bedeckt und angesehen vom Blick der Güte. Sich in der Selbst-Hinrichtung einzurichten – ist eine Art negativer Eitelkeit, in der man die eigene Schuld für grösser und gewichtiger hält als Gott selbst. Ich weiß, dass der Gedanke der Gnade nur

schwer ankommt gegen die eingefräßten Selbstauffassungen. Aber er kann sie relativieren, er kann den Menschen heiter machen im Schmerz. Es kann ja sein, dass zu unserer Humanität gehört, sich selbst zu beweisen. Aber noch mehr und noch größer ist, sich selbst zu belächeln. Und Gott lächelt mit.

Alt sein und sterben in einer Welt der Ganzheitszwänge: Der Kranke hat – wie wir alle – es nicht gelernt, passiv zu sein. Der Kranke dieser Gesellschaft hat nur gelernt, der Welt im Aktionsmodus gegenüberzutreten, als Beherrscher, als Macher, als Bewältiger. War er früher für kurze Zeit krank, war die Krankheit die Feindin und Stölerin. Man hatte Mittel gegen sie, und wenn diese nicht halfen, hat man schwerere Geschütze aufgefahren. Krankheit war Krieg. Im Krieg muss man siegen. Kann es glückende Niederlagen geben, wenn wir nur gelernt haben, der Welt als Macher, als Starker, als Sieger gegenüberzutreten? Niederlagen, Wunden und schließlich der Tod sind nur Orte dramatischer Sinnlosigkeit. Sie haben keine Nachricht für die Sieger. In Christa Wolfs «Kassandra» weissagt die Seherin: «Wenn ihr aufhören könnt zu siegen, wird diese eure Stadt bestehen.» Sie fährt fort: «Ich weiß von keinem Sieger, der es konnte.» Und dann mit letzter Hoffnung: «So mag es, in der Zukunft, Menschen geben, die ihren Sieg in Leben umzuwandeln wissen.»

Die Krankheit als Chance: «Pathos – Mathos» haben die Griechen gesagt – Leiden ist Lernen. Wenn es so leicht wäre! Was kann ich vom Leiden lernen? Sind nicht die Katastrophen die schlechtesten Lehrmeister? Unter welchen Bedingungen kann ich in der Krankheit etwas lernen? In der Krankheit könnte der Mensch lernen, sich nicht mehr durch sich selber zu rechtfertigen. Der Schwerkranke ist hilflos, und er ist nicht mehr Souverän seines eigenen Lebens. Er hat seine Stärke verloren. Er kann sich nicht mehr in der eigenen Hand bergen, er muss sich aus der Hand geben. Er ist angewiesen und bedürftig geworden. Er braucht für die äußeren Verrichtungen und für seine innere Konstitution Menschen. Die Bedürftigkeit ist der Grundzug aller Humanität. Je geistiger ein Wesen ist, umso bedürftiger ist es; umso mehr weiß es, dass es sich nicht selbst gebären und vollenden kann. Es braucht Väter und Mütter, es braucht Kinder und Enkel. Es muss sich auf mehr berufen können als auf den eigenen Witz und die eigene Stärke. Schwer erkrankt sein, heißt verarmt sein: arm an eigener Kraft, arm an Bewegungsfähigkeit, arm an Zukunft. Die Krankheit ist Krise: man kann angesichts dieser Verarmung in Hoffnungslosigkeit und Verbitterung erstarren, und man kann sich ergeben. Sich ergeben ist ein veraltetes Wort, das ich mag. Es heißt, sich aus der Hand geben, sich anvertrauen, sich nicht mehr mit sich selber rechtfertigen; wissen, dass es zu wenig ist, nur bei sich selber aufgehoben zu sein. Vermutlich gelingt diese letzte Ergebung, die letzte Bedürftigkeit nur wenigen Menschen; aber vielleicht ein Anfang davon vielen. Das Alters und das Sterbens hängt auch von der Welt ab, in der wir leben.

Die Bedürftigkeit, die man sich eingesteht, hiesse, sich als Ganzer im Fragment zu erkennen. Gegen die Chaosängste alter Zeiten gab es immerhin den Glauben, dass Gott das Zerbrochene ansieht und sich dem Zersplitterten zuneigt. Man war also nicht völlig auf die eigene Ganzheit angewiesen. Die Ganzheitszwänge steigen da, wo der Glaube schwindet. Wer an Gott glaubt, braucht nicht Gott zu sein und Gott zu spielen. Er muss nicht der Gesundeste, der Stärkste, der Schönste, der Erfolgreichste sein. Er ist nicht gezwungen, völliger Souverän seines eigenen Lebens zu sein. Wo aber der Glaube zerbricht, da ist dem Menschen die nicht zu tragende Last der Verantwortung für die eigene Ganzheit auferlegt. Es wächst ein merkwürdiges neues Leiden, das durch überhöhte Erwartung an das Leben und der Subjekte an sich selber entsteht. Mein Körper soll fit sein bis ins hohe Alter, mein Aussehen schön. Mein Beruf soll mich erfüllen. Meine Ehe soll ungetrübt glücklich sein. Der Partner soll der beste Liebhaber sein und die Partnerin die beste Köchin. Die Erziehung

der Kinder soll gelingen. Solche Totalitätserwartungen an eine Liebe programmieren ihr Scheitern. So ist das Leben nicht. Die meisten Ehen gelingen halb, und das ist viel. Meistens ist man nur ein halb guter Vater, eine halb gute Lehrerin, ein halb guter Therapeut. Und das ist viel. Gegen den Totalitätsterror möchte ich die gelungene Halbheit loben. Die Süße und die Schönheit des Lebens liegt nicht am Ende, im vollkommenen

Gelingen und in der Ganzheit. Das Leben ist endlich, nicht nur weil wir sterben müssen. Die Endlichkeit liegt im Leben selber, im begrenzten Glück, im begrenzten Gelingen, in der begrenzten Ausgefülltheit. Hier ist uns nicht versprochen, alles zu sein. Souverän wäre es, die jetzt schon mögliche Güte des Lebens anzunehmen und zu genießen; das Halbe also nicht zu verachten, nur weil das Ganze noch nicht möglich ist. Souverän wäre es, den Durst nach dem ganzen Leben nicht zu verlieren; um es religiös auszudrücken: das Land nicht zu vergessen, in dem auch der Blinde sieht, der Stumme seinen Gesang und der Lahme seinen Tanz gefunden hat. Wenn man in dieser Weise der Endlichkeit fähig wäre, dann brauchte die eigene Bedürftigkeit, Schwäche, vielleicht sogar die Todesnähe nicht in Chaosängste stürzen. Wenn der Endlichkeit fähig wäre, dann würde das beschädigte Leben von anderen nicht so maßlos irritieren. Wer nur Ganzheiten erträgt, gerät in Panik, wenn er die Lebensverletzungen wahrnimmt; wenn Beschädigte in sein Schwimmbad wollen; wenn er Behinderte wahrnimmt, wo er sich doch endlich das Paradies versprochen hat – auf Mallorca, auf Capri oder auf Teneriffa. Nichts muss ganz sein, nicht einmal unser Sterben.

Niederlagen in der Welt der Sieger: Wir leben in einer Gesellschaft, deren Weisheit schwach und deren Apparate stark sind. Ich will ein politisches Beispiel eines solchen Unendlichkeitswahns nennen; das Beispiel einer Dummheit auf hohem Niveau. Auf dem Genfer Automobilsalon 2003 zeigte VW ein Auto in der Entwicklung mit 1000 PS, das theoretisch auf 400 Stundenkilometer kommen kann. Dies ist ein Beispiel eines höchst intelligenten Schwachsinn, eine Denkform, die zu ihrer eigenen Karikatur geworden ist. Aber es ist ein Schwachsinn, der zur Selbstverständlichkeit geworden ist und für den man 1000 Beispiele bringen könnte. Wie kann sich eine Gesellschaft selbst durchschauen? Wie bringt man das, was dort geschieht, in einen ethischen Zusammenhang? Wie lernt man fragen, was diese Art des Könnens für unsere Nachkommen und für das Überleben der Erde bedeutet? Es gibt eine Dummheit auf hohem Niveau, es ist die Denkschwäche einer hochinformierten Gesellschaft, deren Wissen detaillistisch ist und keinerlei weisheitliche Kraft enthält. Wie lernt man, wenn der Zwang zum Können so groß geworden ist, zu fragen, was man nicht tun darf? Wir haben das Bewusstsein der Sterblichkeit und der Endlichkeit verloren. Wie entkommt man dem ziellosen Machbarkeitswahn, von dem die Medizin nicht verschont ist?

Ich imaginiere die Schwierigkeiten, die Asymetrien derer, die In Krankenhäusern, in Altersheimen, in Behindertenanstalten und Hospizen arbeiten:

- Sie erleben eine Gesellschaft, die sich hauptsächlich in ihrem Können und Gelingen einleuchtet. Eine Gesellschaft, deren Subjekte, sich in ihren Stärken einleuchtet; in ihren beruflichen Stärken; in ihrer Gesundheit, in ihrer Gepflegtheit und Schönheit und in ihrem Funktionieren.
- Sie erleben eine Gesellschaft, in der berufliche Niederlagen nicht vorgesehen sind, wie überhaupt Niederlagen nicht vorgesehen sind. Sie steht unter Siegeszwängen. Wer im Krankenhaus oder im Hospiz arbeitet, hat vielleicht mehr Niederlagen als Siege zu verzeichnen.
- In einer Gesellschaft, in der Sinn durch Effektivität und Rentabilität ersetzt ist, haben es die Pallia

tivstationen und Hospize schwer. Wissenschaftliches Renommee erlangt man mit medienwirksamen Operationsmethoden und mit aufwendiger kurativer Hightech-Medizin, nicht aber mit der aufwendigen Pflege von Sterbenden. «deswegen haben die gewinnorientierten, bisweilen börsennotierten Krankenhausketten keine eigenen palliativmedizinischen Stationen.» So Oliver Tolmein in seinem Buch «Keiner stirbt für sich allein». Er fährt fort: «Eine Therapie, die nicht mehr Heilung zum Ziel hat,

ist ganz anders zu konzipieren und muss ihre Wirksamkeit auch anders überprüfen. Die Kunst des Arztes ist hier mehr als sonst geprägt von Zurückhaltung.

Beobachtungsfähigkeit ist gefragt, ärztliche Empathie und Zeit für manchmal sehr lange Gespräche.» (S. 58) Warten, Zeit aufwenden, auf greifbare Erfolge verzichten aber – das sind nicht die Künste der Macher. Diese Gesellschaft ist bereit für Effekte zu zahlen, nicht ohne weiteres für Sinn und sinnvolles Handeln. Ihr drohen die pathischen Tugenden verloren zu gehen. Eine Aktivität aber, die die Kunst der Passivität nicht kennt, wird bedenkenlos, ziellos und erbarmungslos. Die passiven Stärken des Menschen gehen verloren: die Geduld, die Langsamkeit, die Stillefähigkeit, die Hörfähigkeit, das Wartenkönnen, das Lassen, die Gelassenheit; um zwei alte Worte zu nennen: die Ehrfurcht und die Demut. Zum Siegen verdammt! Aufhören können zu siegen! Nur zur Endlichkeit befreite Menschen können geschwisterliche Menschen und können ihren Siegeszwängen entsagen. In der Welt der Sieger kann es keine gelungenen Niederlagen geben.

Sieger sind nicht nur anderen gegenüber unerbittlich, sie sind es auch sich selber gegenüber. Ich will ein kleines Beispiel eines solchen unerbittlichen Ganzheitszwanges nennen, der Zwang einen schönen Körper zu haben, und der Hass gegen sich selber, wo man sich nicht perfekt findet. Es gab eine Zeit, in der uns befohlen war, religiös und moralisch vollkommen zu sein, und sie hat viel Unglück mit sich gebracht. Man war unfähig, sich als Fragment anzunehmen. Wie die Menschen damals gequält waren von der Sündigkeit der Seele, so sind sie heute oft gequält von der Unvollkommenheit des Leibes: der Hass auf den imperfekten Körper. Mehr als eine halbe Million Schönheitsoperationen werden pro Jahr in Deutschland durchgeführt. Die Schönheitsindustrie setzt pro Jahr 120 Milliarden Euro um. Der perfekte Körper ist zum Synonym für Glück geworden, die Wahrscheinlichkeit, unglücklich zu werden, liegt somit bei fast 100 %. (Beilage zur Süddeutschen Zeitung, Juli 2009). Der Schönheitszwang ist nur einer der Zwänge, die ins Unglück führen. Gesundheitszwänge, Jugendlichkeitszwänge, Perfektionszwänge vieler Art treiben Menschen ins Unglück und natürlichen vor allem die Alten, denen keine Ganzheit mehr gelingt.

Ich schaue mit Laienblick auf die Ärzte und Pfleger, die Ärztinnen und Pflegerinnen, die mit Sterbenden umgehen. Sind sie fähig, das Sterben eines Menschen nicht als eigene Niederlage zu betrachten? Niederlagen rauben Sprache. Auch das ist eine Form, die Niederlage zu vermeiden, nicht darüber zu sprechen oder die Wahrheit zu verbergen. Ich könnte mir vorstellen, dass auch die Pflegenden untereinander in quälende Stummheit verfallen, wo sie das Sterben eines Menschen als eine Niederlage empfinden. Es ist schwer, sich die eigene Ratlosigkeit einzugestehen. Die Sprache ist das Haus des Lebens, auch wenn die Wahrheit hart ist.

Vielleicht ist es besonders schwer sich einzugestehen, dass man nichts mehr machen soll, wo man nichts mehr machen kann. Es besteht immer die Gefahr, nur um der eigenen Resignation und Hilflosigkeit zu entgehen, irgendetwas zu tun; irgendetwelche Dinge zu treiben, an denen sich herumbasteln lässt. Das Sterben ist schwer. Schwer ist auch, jemanden sterben zu lassen, und dies nicht nur für Angehörige. Wahrscheinlich ge

hört zur Begleitung eines Sterbenden, ihn gehen zu lassen. Man hilft ihm gehen, indem man ihn gehen lässt. an begleitet ihn ins Sterben, indem man ihn nicht mit allen Künsten und Tricks hält. Dazu allerdings gehört die schwere Erkenntnis der eigenen Hilflosigkeit. Ich kann mich nicht dazu durchringen, eine aktive Sterbehilfe im Sinne der holländischen Gesetzgebung zu leisten. «Nicht durch die Hand eines anderen sollen die Menschen sterben, sondern an der Hand eines anderen!», so der Bundespräsident Horst Köhler. Wir sind nicht die Macher des Lebens. Wir sind nicht die Herren über Leben und Tod. Ich habe Angst vor einer Welt, in

der der Mensch vollkommener Macher seiner selbst wird und alles seinen Machenschaften unterwirft, den Anfang des Leben, die Tiere, die Bäume und die Flüsse, das Klima und schließlich auch seinen eigenen Tod. Aber zum Verzicht auf die eigenen Machenschaften gehört auch das Einverständnis mit dem Sterben und dem Tod. Auch hier das Wort der Cassandra: «Wenn ihr aufhören könnt zu siegen, wird diese eure Stadt bestehen.» Ich wünsche mir für mein eigenes Sterben gewaltlose und mutige Menschen um mich. Ich wünsche mir nicht Menschen, die unter allen Umständen alles versuchen. Ich wünsche mir Menschen, die meine Schmerzen lindern, selbst wenn das Leben dadurch verkürzt wird. Ich wünsche mir mutige Menschen, die das Risiko eingehen, mich sterben zu lassen. Ich wünsche mir freie Menschen, die nicht in der Erinnerung an die Ideologie der Nazis in eine Anti-Ideologie verfallen, unter gar keinen Umständen mein Leben zu verkürzen. Mit der Möglichkeit der Reanimationsmedizin ist die Verantwortung der Ärzte gewachsen. Sie müssen heikle Entscheidungen treffen. Ich wünsche ihnen den Mut, sie zu treffen. Vielleicht wünsche ich ihnen sogar den Mut zum Irrtum. Der Tod gehört zu uns, Franz von Assisi hat ihn Bruder Tod genannt. Er ist nicht nur unser Todfeind. Ich will Krankheit und Sterben nicht romantisieren. Aber vielleicht gibt es gelegentlich das Recht des Kranken auf seine Krankheit und auch das Recht auf seinen Tod. Könnte der Gesundheitszwang nicht auch ein Stück geheimer Gewalt sein, dem Kranken seine Krankheit nicht zu lassen und sich als Gesunder nicht mit der Krankheit des anderen abzufinden. Ich sage dies übrigens auch als Vater einer epileptischen Tochter, die lange unter den Gesundheitserwartungen, dem Gesundheitsdiktat ihrer Familie, der Ärzte und der besten ihrer Betreuer gelitten hat. Man muss aufhören können zu siegen. Man muss aufhören können, die Krankheit und den Tod unter allen Umständen und mit allen Mittel zu bezwingen. Es gibt Krankheiten, die zu einem Menschen gehören. Aber es gibt keine Krankheit, die seine Würde als Mensch beeinträchtigt. Und es gibt den Tod, der zu ihm gehört. Es könnte sein, dass gerade die Hochleistungsmedizin, wenn sie einmal in Gang gebracht ist, ein Sterben in Würde verhindert. Ich zitiere Udo Krolzik, den Direktor des Johanneswerks in Bielefeld: «Erst die moderne Medizin mit ihren Methoden der künstlichen Ernährung hat aus einer qualvollen Art zu sterben eine qualvolle Art zu leben gemacht.» Auch das ist eine herrische und siegerische Weise, mit dem Leben umzugehen, dem Menschen den Tod nicht zu gönnen, wenn seine Stunde gekommen ist.

Das Alter und das halbe Gelingen: Das Alter ist eine kalte Zeit. Wir Alten stellen mit Schmerz feststellen, dass unsere Welt, in der wir gelebt, geliebt und geweint haben, schon untergegangen ist und dass unsere Kinder und Enkel in ganz anderen Welten leben. Wir verstehen die Musik nicht mehr, die sie lieben. Wir verstehen die Bücher nicht mehr, die sie lesen und die ihnen wichtig sind. Sie sprechen eine andere Sprache als wir Alten. Sie kennen die Psalmen und die Lieder nicht, die uns ein Leben lang getröstet haben. Sie schätzen nicht mehr, was uns selber wichtig ist. Es ist die Zeit der Einsamkeit und des enttäuschten Wartens. Wir sterben aus der Welt unserer Kinder und Enkel weg, lange bevor wir tot sind. Wir sterben nicht erst am Ende unserer Tage. Wir fangen an zu sterben, wenn unsere Kinder uns nicht mehr wirklich brauchen; wenn sie unsere Welt nicht mehr verstehen und wir die Ihrige nicht.

Es ist die Zeit der Abschiede. Sie fängt an, wenn man auf dem Friedhof mehr Bekannte hat als unter den Lebenden. Es ist die Zeit der letzten und vielleicht schwersten Lebensaufgabe: die anderen anders sein zu lassen. Es ist die Zeit, da wir die Endlichkeit lernen, nicht nur weil wir wissen, dass unsere Zeit befristet und kurz ist. Wir Alten müssen auch lernen, dass unser Lebenskonzept, unsere Lebensweise, sogar die Weise unseres Glaubens endlich sind; sie müssen nicht die Konzepte und Weisen unserer Kinder und Enkel sein. Wir müssen unsere Nachkommen gehen lassen. Wir müssen abdanken. Abdanken ist ein schönes altes Wort.

Es heißt, sich mit Dank verabschieden; sich selber und die eigene Weise den anderen nicht als Diktat hinterlassen; nicht erwarten, dass sie uns ähnlich sind. Abdanken – das heißt sich nicht in Bitterkeit und Resignation abwenden, sondern mit Schmerz und in Heiterkeit zugeben, dass unsere Kinder und Kinderkinder ihre eigenen Wege gehen, so wie wir sie früher gegangen sind. Unsere Kinder sind nicht dazu da, uns selber fortzusetzen. Abdanken zu können, ist ein Stück Gewaltlosigkeit, die uns Alten schöner macht und die bewirkt, dass unsere Nachkommen mit Güte und Zärtlichkeit an uns denken können.

Niemand kommt mit seinem Leben bis in das Land seiner Träume. Thomas Mann nennt in seinem Josefsroman den alten Jakob «schwer von Geschichten». Wir Alten sind schwer von Geschichten; Geschichten des Gelingens und der Niederlagen; der Schuld und des Glücks. Vieles ist zerbrochen von dem, was wir hatten. Vieles haben wir nur halb gehabt und gemacht. Aber wir hatten wenigstens die Hälfte. Wer sagt denn, dass die Süße nur in der Ganzheit liegt! Wir sind «schwer von Geschichten». Von keinem religiösen oder profanen Vollkommenheitsterror lasse ich mir das Halbe und nicht zu Ende gebrachte entwerten. Es gibt ein englisches Kinderlied, das uns beschreibt:

Half way up the stairs
is the stair, where I sit!
There isn't any other stair
quite like it.
It isn't at the bottom.
It isn't at the top.
Half way up the stairs
is the stair
where I always stop.

Auf halber Treppe sitzen wir,
es ist nicht oben, nicht unten.
Auf halber Treppe sitzen wir.

Dankbarkeit also für die Hälfte der Treppe, auf die wir kommen durften! Wenn wir jungen Menschen etwas voraus haben; wenn es so etwas wie die Weisheit des Alters gibt, dann ist es die größere Anzahl der Niederlagen – der persönlichen und politischen. Vielleicht sind einige davon gelungen. Vielleicht haben uns einige nicht bitterer, resignierter und zynischer gemacht. Vielleicht haben uns einige von falschen Hoffnungen befreit. Vielleicht hat uns unsere Schwäche humanisiert – wenigstens hier und da.

Was bleibt auf halber Treppe? Zunächst die halbe Treppe, die wir gestiegen sind: all das, was wir gesehen und gehört haben; was wir gearbeitet und gelitten haben; alle Liebe, die sich eingekerbt hat in die Züge unserer

Seele. Es bleibt aber auch noch ein Stück Arbeit: sich einzuüben in die sanften Tugenden der Geduld, der Langsamkeit und des Verzichts. Resignation – nicht als verbitterte Zukunftslosigkeit, sondern als Abdanken – ich habe davon gesprochen. Es bleibt vielleicht noch etwas Anderes – vielleicht bis zum letzten Atemzug: die Lebenszugewandtheit und die Lebensneugier, die wir mit Leiden und Lieben gelernt haben. Dann können uns die Jüngerer sagen:

So sollst Du, munt'rer Greis,
Dich nicht betrüben!
Sind gleich die Haare weiß,
doch wirst du lieben.

Am Ende steht der Name Gottes, am Ende unserer Arbeit und am Ende unseres Lebens. Wir wissen nicht genau, was wir sagen, wenn wir ihn nennen. Alt werden, heißt erkennen, dass wir nicht genug sind. Wir sind nicht genug, die Welt zu retten und das Leben zu wärmen. Wir einzelnen und wir alle zusammen sind nicht genug, die Stadt zu bauen, in der der Tod entmacht ist. Der Name Gottes ist unsere große Erleichterung: wir müssen nicht genug sein. Die Last der Welt liegt nicht auf unseren Schultern. Wir können in Heiterkeit Fragment sein. Das gibt unserem Leben Spiel, dass wir selber nicht alles sein müssen. Der Gedanke, dass wir an Gott genesen und dass niemand an unserem Wesen genesen muss, macht uns erträglich für uns selber und macht uns erträglich für die anderen. Wir können die Arbeit aus den Händen legen, nachdem wir unseren Teil getan haben, gut oder schlecht – wir müssen darüber nicht urteilen.